

persönliche Anteil des Mitgestalters an der jüngsten und nach dem barbarischen Tiefpunkt der NS-Greuel wieder hoffnungserweckenden Episode dieser Geschichte zusammen. Der fachkundige, straffe Überblick wird dadurch beseelt von der Wärme und dem Engagement dessen, für den jüdische Geschichte eben kein vergangenes, abgeschlossenes, sondern ein zukunftsrelevantes, lebendiges Anliegen war. Der Band ist allen Interessierten zu empfehlen, der Studentenschaft zur Einführung, den Fachkollegen zur Erinnerung an einen Gründervater der Disziplin, sowie jedermann zur (Weiter-)Bildung.

Potsdam

Thomas Brechenmacher

*Martin Tamcke: Christen in der islamischen Welt. Von Mohammed bis zur Gegenwart.* München: C.H. Beck 2008, 204 S., ISBN 978-3-406-56819-0.

In einer breiteren Öffentlichkeit wird das Verhältnis von Christentum und Islam wohl noch immer einseitig als Dichotomie von Orient und Okzident interpretiert. Kirchenhistoriker wissen es besser, zumal wenn sie zu der eher seltenen Spezies gehören, die ihren Schwerpunkt auf die Christentumsgeschichte des Nahen und Mittleren Ostens gelegt hat. Mit dem hier anzuzeigenden Band ruft Martin Tamcke nachdrücklich in Erinnerung, dass das Christentum nicht nur eine „westliche“ Größe darstellt, sondern im Orient, seiner Ursprungsregion, seit nahezu 14 Jahrhunderten eine Geschichte mit und unter dem Islam zurückgelegt hat. In allgemein verständlicher Weise werden Grundlinien dieser Geschichte entfaltet, um die gegenwärtige Situation der verschiedenen christlichen Kirchen im Orient angemessen zu beschreiben. Von mannigfachen persönlichen Beziehungen zu den Christen der Region „unterfüttert“, will die Darstellung Verständnis wecken für die „spezifischen Bedingungen und Verhältnisse, Möglichkeiten und Grenzen christlichen Lebens unter muslimischer Herrschaft“ (S. 11). Angesichts des begrenzten Buchumfangs erhebt T. bewusst keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Stattdessen wählt er verschiedene Aspekte aus, die zu einzelnen Themenfeldern gruppiert werden. In gelegentlich lockerem Zusammenhang werden Fallbeispiele geboten, an denen sich Typisches zeigen lässt und die sich meist eigenen Detailforschungen des Autors verdanken. Davon kann im Folgenden nur eine Auswahl referiert werden.

In der Einleitung (S. 13–19) wird die eigentümliche Gestalt des orientalischen Christentums kenntlich gemacht, das in verschiedene Konfessionen gespalten ist, die sich teilweise

als eigene Ethnien verstehen. Das erste Kapitel „Islam und Christentum“ (S. 20–61) skizziert die Vertrautheit Muhammads mit dem Christentum sowie die Entstehung von Schutzverträgen für die nichtmuslimischen Untertanen. Es wird deutlich, dass die Nichtmuslime zu Bürgern zweiter Klasse degradiert wurden. Die sozialen und wirtschaftlichen Anreize, zum Islam überzutreten, forderten die Kirchen dauerhaft heraus. T. illustriert diesen Sachverhalt mit einem Lied des ostsyrischen („nestorianischen“) Autors Giwargis Warda (13. Jh.): In dem stilisierten Gespräch mit einem zum Islam abgefallenen Ostsyrer werden Trauer und Scham der ganzen Gemeinde, aber auch der Ausschluss des Betroffenen vom ewigen Heil geschildert. Aufschlussreich ist es, wenn T. nach den Folgen dieses über Jahrhunderte währenden Systems der Schutzbürgerschaft fragt. An verschiedenen literarischen Beispielen zeichnet er die Verfestigung einer „Minderheitenpsyche“ nach, die – bis heute – von einem tief sitzenden „Gefühl des Ausgeliefertseins“ gezeichnet ist. In diesem Zusammenhang wird das starke Engagement orientalischer Christen in säkularen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts überzeugend als Versuch interpretiert, der gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit zu entkommen. Eine historische Rückblende beleuchtet sodann die Charakteristika der „Dhimmitude“ am Beispiel der Ostsyrer im 7. Jahrhundert (mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Qatar). Katholikos-Patriarch Ischoyab III. (650–658) reagierte auf den Siegeszug der Muslime zwar mit dem Entwurf eines Geschichtsbildes, in dem Gott selbst den Arabern die Herrschaft über die Erde anvertraut habe. Daneben lassen die Briefe des Katholikos aber erkennen, dass die islamische Herrschaft zu teils massenhafte Konversionen wie auch zum Zerfall der kirchlichen Strukturen geführt hatte. Das Problem der Konversionen im Verbund mit den speziellen Abgaben für Nichtmuslime wird auch greifbar in den Akten der 676 von Giwargis I. abgehaltenen Synode; einige ihrer Bestimmungen lassen sich schlüssig als Abgrenzungsversuche von der muslimischen Umwelt lesen.

Das zweite Kapitel über „christliche Völker“ im Orient (S. 62–93) setzt mit instruktiven Beispielen kulturhegemonialer Wahrnehmungen moderner westlicher Autoren ein. Die Klage über Dogmenzank und geringes Bildungsniveau der orientalischen Christen reicht von Vertretern des liberalen Protestantismus um 1900 bis zu Samuel Huntington, dem die gesamte Welt der Orthodoxie nicht als Teil der „europäisch-nordatlantischen Wertegemeinschaft“ gilt. T. weist nach, wie verzerrt solche Darstellungen sind, denen jedes Verständnis

für die historischen Rahmenbedingungen des kirchlichen Lebens im Orient abgeht. Sodann widmen sich Unterkapitel den einzelnen Gruppierungen. Nach den Armeniern werden Kopten und Nubier zusammen behandelt. Es folgen die „Melkiten“, also die byzantinischen Patriarchate des Nahen Ostens, als deren Schutzmacht das russische Reich ab 1774 fungierte. Nach den Westsyryern („Jakobiten“), deren wissenschaftliches Erbe besonders hervorgehoben wird, und nach der hauptsächlich im Libanon vertretenen maronitischen Kirche werden die Ostsyryer vorgestellt. Hier wird u. a. der Schriftsteller Ebedjesus (ca. 1250–1318) erwähnt, dessen in syrischer Sprache verfasste Gedichtsammlung „Paradies von Eden“ mit den Extravaganzen der arabischen Kunstdichtung gleichziehen wollte. Das Nebeneinander der Religionen konnte mitunter auch zu besonderen kulturellen Leistungen anspornen. Anschließend wird auf die protestantische Mission eingegangen, die mit den Herrnhutern schon im 18. Jahrhundert im Orient vertreten war und später etwa von der Church Missionary Society und der Basler Mission getragen wurde.

Im dritten Kapitel über interreligiöse Dialoge (S. 94–121) werden die stets wiederkehrenden Anfragen der Muslime an das Christentum unter Rückgriff auf das Gespräch eines islamischen Machthabers mit dem syrisch-orthodoxen Patriarchen Johannes I. (645–648) aufgezeigt: Der Patriarch muss den Vorwürfen antworten, die Christen hätten die heiligen Schriften verfälscht und würden – damit zusammenhängend – den Propheten Jesus als Gott verehren. Dass Typisches hier zu Stereotypen gerann, zeigt T. nach der Vorstellung apologetischer Literatur aus frühislamischer Zeit, wenn er eine Debatte in der Zeitschrift „Balkan“ um 1900 nachzeichnet, etwa zeitgleiche Aussagen ostsyrischer Geistlicher der Urmia-Gegend untersucht, um schließlich die Aufzeichnungen des syrisch-orthodoxen Priesters Melki Tok aus der Südosttürkei auszuwerten, der 1994 von islamischen Terroristen entführt wurde und sich während seiner Gefangenschaft in einen religiösen Disput verwickelt sah. Fragen und Antworten haben sich über die Jahrhunderte nicht verändert. Es zeigt sich, dass ein solcher „Dialog“ nicht der Verständigung dient. Er ist ein Mittel, die Christen intellektuell unter Druck zu halten.

Die prekäre gesellschaftliche Situation der orientalischen Christen in der Moderne wird im vierten Kapitel (S. 122–122–151) unter der Fragestellung verhandelt: „Fünfte Kolonne des Westens“ oder „Motor der Modernisierung“? Die Gefahr, von westlichen Mächten instrumentalisiert zu werden, wird u. a. am 1914

erschienenen Orientbuch des Geographen Ewald Banse illustriert, der die Nestorianer – als Christen – für einen „guten, aufnahmefähigen Boden für die Einführung abendländischen Wesens“ im Orient hielt (S. 124). Die orientalischen Christen kamen also nicht unbegründet in den Verdacht, „fünfte Kolonne“ der Kolonialmächte zu sein. In Ägypten hatte sich tatsächlich eine „koptische Legion“ den Truppen Napoleons angeschlossen, um gegen die osmanische, also muslimische, Herrschaft zu Felde zu ziehen. Später galten sie als Parteigänger der britisch-französischen Fremdherrschaft. Erst durch die aktive Teilnahme an der säkularen arabischen Nationalbewegung konnten sich Christen (vorübergehend!) von dem Odium befreien, Agenten westlicher Mächte zu sein. In diesem Zusammenhang erinnert T. u. a. an den Mitbegründer der Baath-Partei, Michel Aflaq (1910–1989), und an George Habash (\*1926), dem Gründer der Volksfront zur Befreiung Palästinas – beides Angehörige der griechisch-orthodoxen Kirche. Das Thema Säkularismus und Christentum wird durch einen kleinen Ausflug in das arabische Literaturschaffen christlicher Autoren vertieft (S. 136–143), ehe T. auf die Spannung verweist, die sich daraus ergibt, dass sich längst nicht alle orientalische Christen als genuine Araber, sondern als Repräsentanten eigener Völkerschaften verstehen. Vereinnahmend sind für T. deswegen die Aussagen des im interreligiösen Dialog aktiven Prinzen Hassan von Jordanien, wonach sämtliche Christen der Region Araber seien oder sich doch als solche verstehen sollten.

An das Geflecht von westlichem Kolonialismus und arabischem Säkularismus bzw. Nationalismus knüpft das fünfte Kapitel des Buches an, das die „gegenwärtige Lage der Christen im Orient“ in den Blick nimmt (S. 152–183). Nüchtern wird vorab festgestellt, dass „die Idee des aus Europa übernommenen Nationalismus zum Niedergang der Christen“ geführt habe (S. 153). Die Islamisierung des Orients in der Gegenwart birgt die Gefahr einer neuerlichen Entrechtung der Nichtmuslime. Unter dieser Perspektive werden nach Ländern geordnete Überblicke über die Christentumsgeschichte der Region gegeben, die jeweils in die aktuellen Situation münden. Neben Irak/Iran werden der Libanon, die Türkei (mit der Erinnerung an den Genozid an den Armeniern und anderen christlichen Völkern), Äthiopien und Ägypten behandelt. Eine Karte, ein statistischer Überblick, ausgewählte Literaturangaben sowie ein Personenregister runden den Band ab, der Verständnis für Geschichte und Gegenwart der Christen im Orient zu wecken versteht.

Marburg

Karl Pinggéra